

**„Was für eine Katastrophe ...?“:
Sichtbar machen, was man nicht sieht**

Hermine Oberück berichtet über ihre insgesamt sechs Fotoreisen in die nach dem Tschernobyl-GAU 1986 stark verstrahlten Gebiete in Belarus und der Ukraine

Alexandra Busch: Frau Oberück, erzählen Sie uns von Ihrer Entscheidung, als deutsche Fotografin die Folgen der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl in den von Fallout besonders betroffenen Regionen in Belarus und der Ukraine zu dokumentieren.

in den 80er Jahren: Politische Widerstandsbewegungen als Thema

1

Ich habe ja schon gesagt, dass ich mich immer als eine politisch denkende und auch handelnde Fotografin gesehen habe – schon seit Anfang der 1980er Jahre habe ich politische Widerstandsbewegungen in der BRD mit der Kamera begleitet: auf regionaler Ebene waren das Initiativen gegen riesige Straßenbauprojekte, denen die halbe Bielefelder Innenstadt zum Opfer fallen sollte (und schließlich fiel), auf überregionaler Ebene war es die Friedens- und natürlich auch die deutsche Anti-AKW-Bewegung, die mich von Kalkar immer wieder nach Brokdorf und natürlich auch ins Wendland führte.

Brokdorf war, wie Sie vielleicht wissen, Brokdorf war das erste AKW weltweit, das nach der Katastrophe in Tschernobyl am 22.12.1986 weltweit ans Netz ging. Ich erinnere mich an Journalist*innen, die ihre Presseausweise im Mund trugen, damit die Polizei sie als Berichterstattende erkannte und nicht mit Schlagstöcken angriff. Eines

meiner Brokdorf-Foto von in Tränengasnebelschwaden gehüllten Polizisten sehen Sie auf dem Titel meines Buches „Leben nach Tschernobyl“.

1986: nach dem GAU Desinformationspolitik und diffuse Ängste

Nach dem GAU in Tschernobyl, von dessen tatsächlich Umfang die Welt ja erst spät und nur allmählich erfuhr, war das, was alle am meisten verstört und gleichzeitig die Situation geprägt hat, dass sich plötzlich der ganze Alltag veränderte, obwohl man die Gefahren weder kannte noch sah. Während der damalige Innenminister die Bedrohung herunterspielte, stand in den Zeitungen, welchen Weg die radioaktive Wolke, die aus dem zerstörten Reaktor in Tschernobyl aufgestiegen war, über Europa und Deutschland genommen hatte und wie hoch die Belastung in bis dahin alltäglichen Lebensmitteln war – in Käse, Kräutern, Obst, Gemüse.

2

Alexandra Busch: Was das Thema „Atomenergie“ angeht, haben Sie sich in den vergangenen 40 Jahren politisch immer wieder klar positioniert. Das Projekt, das Sie am längsten beschäftigt hat heißt „Leben nach Tschernobyl“ und dokumentiert über 20 Jahre die Spätfolgen der Reaktorkatastrophe.

in den 80er Jahren: Systemwechsel als fotografisches Thema

Ja, das stimmt. Eingebunden war diese Arbeit in einen größeren Zusammenhang: Ich war vorher schon, in den Jahren 1988/1989 und kurz nach der Wende, häufig in der DDR gewesen und fand es sehr spannend zu fotografieren, wie sich nach der Maueröffnung ein Systemwechsel anbahnte und weiter entwickelte. Das in zwei Ländern zu verfolgen, die eine lange gemeinsame Geschichte hatten und dann 40 Jahre getrennt waren, fand ich faszinierend. Welche Unterschiede sich

herauskristallisierten und welche Gemeinsamkeiten sich entwickeln. Diese Erfahrung hat mein Interesse für das Thema „System(um)brüche“ geweckt. Ich war dann in den 90er Jahren viel in Osteuropa, u.a. in Albanien, Polen und Rumänien unterwegs und habe dort immer wieder die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen dokumentiert.

Anfang der 90er Jahre im Sonderzug nach Tschernobyl

Meine 6 Fotoreisen in die verstrahlten Regionen in Belarus und der Ukraine sind ein Langzeitthema, an dem ich über zwanzig Jahre gearbeitet habe – ein Projekt, das sehr viel mit meiner fotografischen Entwicklung zu tun hat. Natürlich hat sich meine Handschrift verändert in dieser Zeit, aber nicht meine grundsätzliche, persönliche und politische Motivation.

Erst Anfang der 1990er Jahre waren Reisen in die vom Fallout betroffenen Gebiete in Belarus und der Ukraine überhaupt wieder möglich. Der eigentliche Auslöser meiner fotografischen Beschäftigung mit den Spätfolgen von Tschernobyl war eine Reise, die ich Anfang der neunziger Jahre als Fotojournalistin auf Einladung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen zu einem der Jahrestage des Überfalls Hitler-Deutschlands auf Weißrussland unternommen habe.

Wir waren mit einem Sonderzug mit vielen politisch aktiven Menschen unterwegs, die aus der Friedensbewegung kamen oder im Zusammenhang mit Tschernobyl dort hingefahren sind. Die Reise mit dem Sonderzug der Staatskanzlei nach Belarus war meine zweite Reise in Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Für viele der Teilnehmer*innen ging es eben auch um ganz aktuelle Hilfsprogramme oder -projekte: Und die drehten sich fünf Jahre nach dem GAU natürlich alle um Tschernobyl.

1991: Reise ins 19. Jahrhundert

Ich war auf dieser ersten Reise 10 Tage dort und habe mir viele dieser Hilfsprojekte angeschaut. Wir sind in Krankenhäuser gegangen und haben Siedlungsprojekte für Menschen besucht, die aus besonders stark radioaktiv belasteten Regionen kamen und im Norden von Belarus¹ wieder angesiedelt werden sollten. Dadurch habe ich Kontakte in dörfliche Regionen in Belarus bekommen: so etwas hatte ich bis dahin noch nie gesehen, und ich hatte das Gefühl, ins 19. Jahrhundert zu reisen. Das, was ich dort sah, hat sofort mein fotografisches Interesse geweckt. Ich bin dann in den folgenden 15 Jahren noch insgesamt fünfmal nach Weißrussland und in die Ukraine gefahren und habe dort fotografiert.

in den 1990er Jahren: zwischen Fotojournalismus und Fotografie

Die Fotografien dieser ersten Reisen sind ganz klar fotojournalistisch und Geschichten erzählend. Die später entstandenen Fotos sind stark von meiner kontinuierlichen Auseinandersetzung mit Portraits und meinem wachsenden Interesse an den damit verbundenen fotografischen Herausforderungen geprägt.

4

Alexandra Busch: Was war für Sie auf der politischen und der fotografischen Ebene der springende Punkt, also Ihr Hauptmotiv, sich über einen so langen Zeitraum im Rahmen eines Projekts mit den Spätfolgen von Tschernobyl zu beschäftigen?

Ich wollte mit eigenen Augen sehen, was die Folgen von Tschernobyl waren und sind und mir selbst ein Bild machen. Gab und gibt es überhaupt (noch) Folgen? Oder gibt es die nicht? Schon bald nach dem

¹ zu Zeiten der Sowjetunion in Deutschland „Weißrussland“ genannt

GAU gab es eine allgemeine Tendenz in der Diskussion hier in Deutschland, die man ungefähr so zusammenfassen kann: “Es gibt überhaupt keinen Grund zur Aufregung und niemand braucht sich Sorgen zu machen“.

Persönliche und politische Empörung als Impuls

Die Atomindustrie und die Atomkraft schien rehabilitiert zu sein – als ob wir uns hier mit alledem nicht mehr zu beschäftigen brauchten. Wie die Beschlüsse zur Laufzeitverlängerung von Atomkraftwerken und die endlosen Diskussionen und bis heute nicht geklärten Fragen der sicheren Endlagerung des Atommülls zeigen, wurde bis zur Kernschmelze von Fukushima am 11. März 2011 so getan, als gäbe es für uns hier in Deutschland und lebendige Menschen und ihre Familien in der Ukraine und Belarus keine relevanten Spätfolgen von Tschernobyl bzw. als sei der GAU gar nicht so dramatisch gewesen.

5

Das hat mich empört und das empört mich noch heute: Wie die Betreiber von Atomkraftwerken hier in Westeuropa, aber teilweise auch in Osteuropa argumentieren und trotz Tschernobyl weiterhin so tun konnten, als gäbe es keinen Grund, sich kritisch mit der Atomindustrie zu beschäftigen und sich gegen Atomkraft und Atomkraftwerke zu entscheiden.

Es gab für mich auf der politischen Ebene einen eindeutigen Impuls für dieses Projekt – und der hieß Empörung.

Fakten gegen Atomkraft

Es gab und gibt in Deutschland, aber eben auch international eine ganze Reihe von Wissenschaftlern – z.B. *IPPNW*, also die Ärzte gegen den

Atomkrieg², die seit ihrer Gründung 1980 unter anderem die gesundheitlichen und politischen Auswirkungen der Atomtechnologie erforschen. Es gibt viele Publikationen über die Spätfolgen atomarer Schädigungen und eine Vielzahl von Untersuchungen in Belarus³, der Region, die am meisten vom Fallout der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl betroffen war. Tschernobyl selbst, das wissen Sie ja sicher, liegt in der Ukraine. Auch dort wurden auf politischer Ebene und von Seiten der Atomindustrie die (Spät-)Folgen des GAUs heruntergespielt und verschleiert.

Im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine wurde der sog. Sarkophag von Tschernobyl sogar durch eine Drohne beschädigt, die dafür gesorgt hat, dass dieser nicht für kriegerische Angriffe gebaute „Schutzdeckel“ für die Ruine des Atomkraftwerks, genau diese Ruine nicht mehr sicher umschließt.

6

Alexandra Busch: Auf welche Themen haben Sie sich bei Ihrer fotografischen Arbeit in den verstrahlten Gebieten konzentriert?

In den 90er Jahren: Spuren der Veränderung

Onkologische Erkrankungen waren z.B. eine Thematik, die ich schon bei meiner ersten Reise fotografisch bearbeitet und dann bei meinen späteren Reisen wieder aufgegriffen habe. Bei meiner bisher letzten Reise 2006 habe ich Institutionen wieder aufgesucht, die ich kannte und von denen ich wusste, dass sie sich verändert hatten. Es gab positive

² International Physicians for the Prevention of Nuclear War, Deutsche Sektion: Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges/Ärzte in sozialer Verantwortung, weitere Informationen auf der Internetseite <http://www.ippnw.de>

³ Eine Kurzfassung der Untersuchung der IPPNW zu den gesundheitlichen Langzeitfolgen von Tschernobyl finden Sie im Anhang dieses Buches.

Veränderungen in den 20 Jahren meiner Reise durch viele Hilfsprojekte internationaler Art: die einen haben die Kliniken verändert, die anderen haben die Möglichkeiten der Hilfe für die erkrankten Menschen verbessert.

In den 1990er Jahren: Krebserkrankungen bei Kindern

Mich hat alles, was ich über den verschleiernenden Umgang mit den Langzeitfolgen erfahren habe, sehr dazu motiviert, an dem Thema zu bleiben und daraus das Langzeitprojekt zu machen, das ich in meinem Buch „Leben nach Tschernobyl“ dokumentiert habe.

Meine Ausstellung zum Thema ist seitdem rund um die Jahrestage im April vielfach gezeigt worden und wird anlässlich des 40. Jahrestages am 26. April 1986 im Kulturzentrum *Pavillon* in Hannover zu sehen sein.

Vor fünfunddreißig Jahren, bei meiner ersten Reise, war ich z.B. in der zentralen Kinderkrebeklinik in Belarus. Damals, also fünf Jahre nach dem GAU in Tschernobyl, war schon deutlich sichtbar, dass es Krebserkrankungen bei Kindern gab, die ausgesprochen ungewöhnlich waren. Schilddrüsenkrebs, der normalerweise erst im Erwachsenenalter auftritt, ist nach der Reaktorkatastrophe vor allem in Gomel im Südosten von Belarus ungewöhnlich häufig bei Kindern aufgetaucht.

in den 2000er Jahren: Tabuthema Behinderungen

Der einzige Bereich, den ich bei meiner letzten Reise gar nicht mehr betreten durfte, waren Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen. In allen sozialistischen Ländern wurden die so genannten nichtproduktiven Mitglieder einer Gesellschaft äußerst lieblos und unfreundlich behandelt – und dazu gehörten und gehören eben auch Menschen mit Behinderungen.

Wie Sie wissen und einige meiner Fotos zeigen, hat es nach dem Unglück von Tschernobyl bei vielen neugeborenen Kindern gravierende

Behinderungen gegeben – allerdings nicht in der ersten Zeit, weil in den ersten Jahren nach dem Unglück fast alle bestehenden Schwangerschaften abgebrochen worden sind. Man wusste anfangs natürlich nicht genau, wie sich die Verstrahlung der Mütter und deren Lebenswelt auf die ungeborenen Kinder auswirken würde.

Mittlerweile ist klar, dass es äußerst ungewöhnliche, auch Fachleute erstaunende Behinderungen gibt⁴.

Man weiß von Hiroshima und Nagasaki, dass sich die Spätfolgen atomarer Verstrahlung bis in die zwanzigste Generation auswirken können und auswirken werden.

Nach dem GAU 1986: Erzwungene Schwangerschaftsabbrüche

Die Zahl der behinderten Kinder lässt sich dadurch senken, dass Frauen, die schwanger werden, deutlich und gezielt dazu aufgefordert werden, die Kinder, die sie tragen, nicht zur Welt zu bringen. Ich glaube, dass die Schwangeren z.B. in Belarus z.T. massiv unter Druck gesetzt worden sind und immer noch unter Druck gesetzt werden. Frauen, die in Regionen mit hoher Kontamination, also z.B. im Südosten von Belarus, wohnten, aber auch Frauen, die in Regionen mit einer dauerhaft mittleren oder niedrigen Belastung wohnten, wurden alle gescreent: Wenn sie schwanger wurden, werden sie aufgefordert, sich einer Untersuchung zu unterziehen, um zu prüfen, ob ihre ungeborenen Kinder behindert sind.

8

Alexandra Busch: Sie haben sich den Langzeitfolgen von Tschernobyl als Fotojournalistin und als Fotografin genähert. Was sind die besonderen

⁴ Ich habe in diesem Zusammenhang ein Gespräch mit dem Chefarzt einer Frauenklinik hier in Bielefeld geführt, der eine Koryphäe in Ultraschalldiagnostik ist und seit 16 Jahren regelmäßig nach Belarus und in die Ukraine fährt und dort Kollegen und Kolleginnen in der Pränataldiagnostik mit Hilfe von Ultraschall schult. Obwohl es keine genauen Zahlen gibt, gibt es dort nicht nur Behinderungen, die äußerst ungewöhnlich sind, sondern auch eine Schwere von Behinderungen, die äußerst ungewöhnlich ist.

Möglichkeiten, die die Fotografie in der Auseinandersetzung mit dieser Thematik zur Verfügung stellt?

Fotografieren, was man nicht sieht

Atomkraft, atomare Belastung und Fall Out ist etwas, was man nicht sieht. Man ‚schmeckt‘ die Belastung, aber man sieht sie nicht. Man geht also durch eine der Sperrzonen und sieht teilweise ausgesprochen romantische, schöne, inzwischen fast schon wieder ‚unberührte‘ (weil dauerhaft verstrahlte) Landschaften, in denen nicht mehr viel passiert: Offiziell ist es verboten, dort zu leben, und man erlebt sich selbst dort wie in einem Naturschutzgebiet unter einer Käseglocke. Es gab schon in den 1990er Jahren einige, hauptsächlich alte Menschen, die trotz der Belastungen wieder in diese Gebiete zurückgegangen sind.

9

fotografische Formensprache für ‚das Unsichtbare‘

Ja, und dabei habe ich unterschiedliche Bildsprachen und Zitate aus der Landschaftsfotografie eingesetzt. Sie können sich vorstellen, dass es eine wirkliche Herausforderung ist, eine Formensprache zu finden, die etwas von der Bedrohung, der Unsicherheit und tiefgreifenden Verunsicherung zeigt. Es kann nur mit einer Fotografie der Atmosphäre gelingen, das, was man spürt und weiß, wenn man vor Ort unterwegs ist, bildlich umzusetzen: Ich wusste, dass ich die asphaltierte Straße nicht verlassen durfte, weil ein einzelnes aufgewirbeltes Staubkorn, das beim Atmen in die Lunge gelangt, eine schwerwiegende Erkrankung auslösen kann, wenn es sich um atomar kontaminiertes Stäubchen handelt.

Alexandra Busch: Entstanden sind dabei Landschaftsaufnahmen von beängstigender Schönheit, Fotografien von für immer verlassenen

Lebenswelten und Nahaufnahmen von Menschen, die in ihrem Leben keine Sicherheit und Heimat mehr finden werden.

eine Vielzahl starker Portraits

Ich bin, das erzählte ich ja bereits, im Laufe der Jahre eine Portraitfotografin geworden. Auch deshalb habe ich für diese Publikation eine Vielzahl starker Einzelbilder ausgewählt, die man, wenn man möchte, nach einander betrachten kann und bei denen sich die Bezüge zwischen den einzelnen Bildern manchmal erst auf den zweiten oder dritten Blick erschließen. Damit will ich neugierig machen, eine Fragehaltung und natürlich auch Betroffenheit erzeugen.

In den 1990er und 2000er Jahren: tmosphärische Fotografie

Auch bei meiner fotojournalistischen Arbeit setze ich gezielt Atmosphäre ein. Ich habe z.B. in der genetischen Beratungsstelle in Gornitz fotografiert, in der u.a. mit Ultraschalldiagnostik untersucht wird, ob schwangere Frauen ein behindertes Kind erwarten.

In der Frühzeit meiner fotografischen Arbeit hätte ich wahrscheinlich eine Frau auf dem Weg durch diese Beratungsstelle begleitet: ich hätte sie auf der Untersuchungsliege beim Ultraschall gezeigt, ich wäre zu dem Labor gegangen, in dem die Blutuntersuchungen stattfinden.

maximale Reduktion und die Phantasie der Betrachter*innen

In meiner Publikation reduziere ich dieses Thema auf ein einziges Bild, das einen Operationssaal zeigt, in dem ein gynäkologischer Stuhl steht, auf dem Abtreibungen vorgenommen werden.

Und auch, wenn ich später weiterhin auch in deutschen Krankenhäusern fotografiert habe, habe ich mich auf die Gesichter der Patienten und Patientinnen konzentriert, statt ihre Behandlung im Detail zu zeigen. Deshalb gibt es in meinem Buch Portraits junger Frauen, die an einem

Schilddrüsen-Carzinom litten und deshalb das in Belarus so genannte „Tschernobyl-Collier“ tragen mussten: eine Narbe am Hals, die auf ihre Krebserkrankung als Folge der atomaren Strahlen verwies.

Alexandra Busch: Einige Ihrer Fotografien zeigen den Alltag in einem verstrahlten Land, in dem es für Menschen eigentlich keine Heimat mehr geben und sich niemand mehr sicher sein kann.

Leben nach Tschernobyl: „Alltag“ im verstrahlten Land

Ja, ich zeige einen „Alltag“ unter für uns kaum vorstellbaren Bedingungen: Ich portraitiere z.B. eine Gruppe von Menschen, die in einem kleinen Dorf illegal in einer der Sperrzone leben. In einem Garten liegen Äpfel, dahinter taucht ein Bild von Lenin auf, auf einem Tisch werden die selbst gesuchten Pilze von einer Petroleumlampe beleuchtet, weil es in diesem eigentlich unbewohnbaren Niemandsland natürlich keinen Strom- und keinen Wasseranschluss gibt.

11

für immer verlorene Sicherheit

Es war noch in den 2000er Jahren so, dass es den Menschen in Belarus verboten war, nicht auf radioaktive Verstrahlung untersuchte Früchte aus ihren Gärten auf einem Markt anzubieten. Die Menschen waren verpflichtet, ihre Produkte vor dem Verkauf zum Gesundheitsamt zu bringen und auf Kontamination und immer noch vorhandene Belastungen testen zu lassen. Die Zettel mit den Untersuchungsergebnissen mussten dann neben den Früchten liegen. Ich ging also durch die Straßen und sah dort eine alte Frau, die eine Kiste mit 20 Kilo Äpfeln zum Verkauf anbot – und daneben lag, wie Sie es in der Ausstellung sehen können, dieser Zettel mit Strahlenwerten.

Wir würden hier keinen dieser Äpfel auch nur anfassen, geschweige denn essen.

Heimatfriedhof

Selbst eine ganz junge Frau, die schon eine Schilddrüsenkrebs-Operation hinter sich hatte, antwortete mir auf die Frage: „Haben Sie schon mal überlegt in den Norden der Republik zu gehen? Wollen Sie nicht umziehen?“ einfach nur: „Ich kann mir das nicht leisten – und ich will auch gar nicht fortgehen, ich habe hier meine Familie und meine Freunde.“

Die Alten, die umgesiedelt worden und in der Fremde gestorben sind, hat in den Erzählungen der Jungen das Heimweh umgebracht.

Und die, die illegal wieder in ihre Dörfer zurückgehen und sich dort all den unsichtbaren gesundheitlichen Belastungen aussetzen, haben, so sehen sie es, dort noch eine letzte Chance. Es sei ja, so sagen sie, gar nicht sicher, dass auch sie erkranken werden, schließlich gäbe es ja viele Beispiele dafür, dass Menschen auch in verstrahlten Regionen einige Zeit überleben können.

Viele ältere Menschen haben sich entschieden: „Wir leben hier und wir lassen uns auch hier begraben.“ Das einzige, was in den verstrahlten Sperrgebieten offiziell erlaubt ist, ist, sich dort in den Herkunftsdörfern begraben zu lassen.

Alexandra Busch: Sie sprachen eben von Betroffenheit – wofür brauchen wir die 2026, also 40 Jahre nach dem GAU?

Atomenergie betrifft uns alle

Um den Bezug zu uns herzustellen und dadurch letztlich auch wieder handlungsfähig zu werden. Ich glaube wirklich nicht daran, dass die Belastung durch Atomenergie ein regional auf Belarus und die Ukraine begrenzbares Thema ist, sondern es betraf und betrifft uns alle.

Deshalb gibt es auch in meinem Buch und meiner Ausstellung einige Fotos, die überhaupt nichts mit Belarus zu tun haben: Auf dem Titel des Buches sehen Sie ein Foto von Brokdorf, das 1986 entstanden ist, wenige Monate nach dem GAU in Tschernobyl. Im Sommer 1986 gab es dort eine große Demonstration gegen die bundesdeutsche Atompolitik. Der ganze Reaktor ist verhüllt von großen Wolken, und man weiß gar nicht genau: was passiert denn da? Was ist denn da los? Wird gerade gelöscht? Hat es auch hier einen GAU gegeben? Davor steht ein Mann mit einer Gasmasken, das ist ein Sanitäter, der die Demonstranten mit Wasser versorgt, das ihre Augen vor dem Reizgas schützt. Die Wolken im Hintergrund, die den Reaktor umwabern, sind nämlich Reizgaswolken, mit deren Einsatz die Polizei verhindern wollte, dass die Demonstranten in die Nähe des Reaktors kommen.

2026: Tschernobyl ist überall

13

Das ist ein Bild, das ich ausgewählt habe, weil es zeigt: So oder so betrachtet ist Tschernobyl überall – und ob wir wollen oder nicht, es betrifft uns alle. Unmittelbar erfahren haben wir das, als wir nach dem Reaktorunfall in der Ukraine bestimmte Lebensmittel und landwirtschaftliche Produkte nicht mehr essen durften und nach der Katastrophe im Fukushima bestimmte in der Umgebung produzierte Lebensmittel nicht mehr verfügbar waren.

Es ist jetzt noch so, dass in einigen Gebieten Süddeutschlands eine hohe Strahlenbelastung vorhanden ist, die, z.B. bei Pilzen und Wild, ganz eindeutig auf Tschernobyl zurückzuführen ist und dass niemand weiß, welche Strahlendosis die im Meer rund um Fukushima lebenden Tiere abbekommen haben.

40 Jahre Protest gegen Atomkraft

Es gibt ein Foto, das auch 1986 in Brokdorf entstanden ist. Es zeigt eine alte Frau, die versucht, mit uniformierten, durch Gasmasken anonymisierten Polizisten ins Gespräch zu kommen. Es gibt ein ähnliches Foto von Menschen, die 1996 in Minsk gegen Tschernobyl und gegen die Politik Lukaschenkos demonstrieren – ihnen steht eine Reihe/Gruppe ebenfalls anonymisierter Milizionäre gegenüber, die einen Stadtteil abschirmen.

In diesen Fotografien spiegeln sich eine Vielzahl systemübergreifender, paralleler Prozesse.

Alexandra Busch: Was haben sie außer Fotos von Ihren Reisen nach Weißrussland und in die Ukraine mitgebracht?

in den 2010er und 2020er Jahren: nicht nachlassendes Engagement

14

Besonders wichtig waren für mich eine Vielzahl von Kontakten zu beeindruckenden, ehrenamtlich engagierten Menschen. Gleich bei der ersten Reise habe ich ein Umsiedlungsprojekt kennengelernt, das von Irmgard und Dietrich von Bodelschwingh initiiert worden ist. In Workcamps sind im Norden von Belarus Häuser für die Menschen gebaut worden, die im Süden in der mittel- und hoch-verstrahlten Region gelebt hatten und diese Region verlassen wollten oder mussten.

Durch mein Projekt habe ich viele Menschen kennengelernt, die wie die von Bodelschwinghs sehr engagiert ein langes (Berufs-) Leben gelebt haben.

30 Jahre Fokus auf Opfer, Handelnde und Helfende

Ich bin ein neugieriger Mensch und interessiere mich für die Motive, die andere bewegen, etwas Ungewöhnliches zu tun. Deshalb habe ich mich während meiner aktiven Zeit als Fotografin fast 30 Jahre lang nicht nur mit

den Opfern von Tschernobyl, sondern immer wieder auch sehr intensiv mit den Helfenden und deren Arbeits- und Motivationsbiographien beschäftigt. Ich bin also auf die Suche gegangen nach Menschen, die sich seit Jahren für die von Tschernobyl direkt vor Ort betroffenen Menschen engagieren, die sich nicht beirren lassen durch das allmählich nachlassende Interesse an der Thematik, sondern einfach weitermachen. So habe ich alte Männer kennengelernt, die in den Vorruhestand gegangen sind, um die Möglichkeit zu haben, noch einige Jahre verstärkt und ganz intensiv die Hilfsarbeiten zu leisten, die sie vorher schon jahrelang neben ihrer Berufstätigkeit ausgeübt hatten. Ich bin jüngeren Menschen begegnet, die nicht aus Not, sondern ganz bewusst nur eine halbe bezahlte Stelle ausüben, weil sie für sich entschieden haben, dass sie in der zweiten Hälfte ihrer Arbeitszeit ehrenamtlich in Sachen Umwelt und unter anderem mit Schwerpunkt Tschernobyl tätig sein wollen.

15

Alexandra Busch: Jetzt haben Sie noch einmal über den großen politischen Zusammenhang gesprochen, in den Sie Ihr Projekt stellen. Gibt es eine spezielle Zielgruppe für Ihre Ausstellung und Ihr Buch?

Tschernobyl heute

Viele junge Leute wissen heute kaum noch etwas über Tschernobyl – selbst Fukushima ist längst in den Hintergrund getreten. Was aus heutiger Sicht damals dort geschehen ist, hat einfach gar nichts mehr mit dem Alltag junger Menschen zu tun, so dass viele nicht wissen können, welche Bedeutung Tschernobyl und die Folgen für die Menschen dort und für die Menschen hier heute noch hat.

Ich möchte einfach meinen Teil dazu beitragen, dass das Thema nicht in der Schublade verschwindet und mit meiner Arbeit als Fotografin dazu einladen und anregen, dass Menschen sich immer wieder neu über die Ereignisse vor 40 Jahren den aktuellen Sachstand informieren. Dabei helfen die großen Dokumentationen, die in den vergangenen Jahren im Fernsehen zu sehen waren und auch im Internet verfügbar sind, sehr. *Im April 2026 jährt sich die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl zum 40. Mal und die großen Demonstration in Brokdorf im Herbst 1986, von der Sie eben erzählt haben, gibt es in Deutschland keine Strom produzierenden Atomkraftwerke mehr. Die sog. „Endlager“-Frage ist in Deutschland bis heute nicht gelöst. Die Proteste sind auch in den 2010er Jahren weitergegangen und bei einer der größten der Anti-AKW-Demonstrationen im September 2010 in Berlin waren Sie wieder dabei, haben Fotos gemacht und Ihr Buchprojekt damit abgeschlossen.*

16

deutscher Widerstand heute

Wenn ich mir die jüngsten großen Anti-Atomkraftdemonstrationen in Berlin und im Wendland anschau, bin ich ganz zuversichtlich, dass es nicht gelingen wird, das Thema Atomkraft und die Folgen von Tschernobyl in die Vergessenheit zu drängen. Beeindruckt hat mich in Berlin die Tatsache, dass Menschen aller Generationen auf die Straße gegangen sind. Alte, auch gebrechliche Menschen nahmen teil und nutzten ihren Rollator für eine Pause bei der Kundgebung. Sie saßen neben Ravens, die andere Demonstranten mit Technomusik beschallten. In erster Linie hat vermutlich die von Frau Merkel als „planbare Revolution“ bezeichnete Energiepolitik⁵ der Bundesregierung und die

⁵ „Was wir mit diesem Konzept, das wir entwickelt haben, machen ... ist nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution im Bereich der Energieversorgung. Das ist eine Revolution, die planbar wird ... Unsere

Laufzeitverlängerung der Atomkraftwerke in Deutschland diese Bewegung gefördert. Vielleicht haben aber auch journalistische und künstlerische Veröffentlichungen dazu beigetragen, die Willensbildung in der deutschen und der europäischen Öffentlichkeit in andere Bahnen zu lenken.

Alexandra Busch: Gibt es etwas, das Sie persönlich aus der Arbeit mitgenommen haben oder was Sie gelernt haben, indem Sie sich mit dieser Thematik so lange und so ausführlich beschäftigt haben?

seit den 1980er Jahren: prägende Begegnungen mit Menschen

Wie immer waren es die Begegnungen, die ich mit Menschen hatte. Wieder habe ich erfahren, wie spannend Leben ist, zu welchen Integrationsleistungen Menschen in der Lage sind und wie man manchmal auf Erfahrungen, die man gemacht hat, zu einem späteren Zeitpunkt an anderer Stelle sinnvoll wieder zurückgreifen kann, wenn man gut darüber nachdenkt.

17

Alexandra Busch: Gut darüber nachdenken – so wie Sie das als Fotografin auch tun und getan haben?

45 Jahre Fotografie: Essenzen

Inzwischen bin ich 75 Jahre alt und jedes meiner abgeschlossenen Projekte zeigt die Essenz einer langjährigen Auseinandersetzung und

Energieversorgung wird damit die effizienteste und auch die umweltverträglichste sein – weltweit, glaube ich sagen zu können. ... Wir wissen ..., dass wir dafür die Kernenergie ... als Brückentechnologie brauchen. Ich weiß, dass viele Menschen der Kernenergie sehr skeptisch und kritisch gegenüberstehen, und wir nehmen diese Sorgen auch durchaus ernst. ... Wir können nicht hundertprozentig sagen, wann das letzte Kernkraftwerk vom Netz gehen wird.“
Angela Merkel, Pressestatement von Bundeskanzlerin Merkl zum Energiekonzept, Mo, 06.09.2010, Berlin, in:
http://www.bundestkanzlerin.de/nn_683698/CONTENT/DE/Mitschrift/Pressestatement_von_Bundeskanzlerin_Merkl_zum_Energiekonzept

zeigt einen wichtigen Teil und einen wichtigen Aspekt meines Fotografinnenlebens wie unter einem Brennglas.

Auf das Tschernobyl-Projekt bin ich besonders stolz. Trotz aller Widrigkeiten bin ich konsequent an diesem Thema geblieben.

Es hat, davon habe ich ja auch berichtet, in diesem langen Prozess viele Stolpersteine gegeben. Gerade deshalb habe ich mich über die vielen Formen der Unterstützung besonders gefreut: Unterstützung der finanzieller Art durch die Verwertungsgesellschaft Bild und durch die evangelische Kirche von Westfalen, aber auch Unterstützung ideeller Art z.B. im Freundeskreis.

Einladung zum Weiterdenken

Und wie Sie sehen treten, je älter ich werde, die thematischen roten Fäden, die meine Arbeit durchziehen, immer deutlicher hervor. Ich bin, das sagte ich ja zu Beginn unseres Gesprächs, immer eine politische Fotografin gewesen, die etwas beitragen, bewegen und verändern wollte. Auch die Arbeit zum Thema „Leben nach Tschernobyl“ war und ist ein Beitrag zur politischen Diskussion in diesem Land – und ich freue mich sehr, dass am Ende meiner fotografischen Auseinandersetzung mit dem natürlich nicht abgeschlossenen und auch gar nicht abzuschließenden Thema „Leben nach Tschernobyl“ ein Buch, zahlreiche Ausstellungen und viele viele Gespräche mit betroffenen und interessierten Menschen bleiben.